

**Zeitschrift:** Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen = Swiss forestry journal = Journal forestier suisse

**Herausgeber:** Schweizerischer Forstverein

**Band:** 132 (1981)

**Heft:** 12

**Artikel:** Obwalden - ein Waldkanton

**Autor:** Ettlin, K.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-764453>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## **Obwalden — ein Waldkanton<sup>1</sup>**

Von *L. Ettlin*, Sarnen

Oxf.: 902 (494.121)

Ich möchte zu diesem Thema nur ein paar historische Details zusammentragen und nicht ein wissenschaftliches Kompendium vorlegen. Vor allem möchte ich darauf verzichten, den Titel «Waldkanton» auch für unsere Gegenwart im Sinne von «waldreicher Kanton» zu begründen. Förster lieben bekanntlich Statistiken mit Baumstämmen und Kubikmetern. Solche Studien möchte ich Leuten vom Fach überlassen. Sie können sich morgen auf den verschiedenen Exkursionen von unserem Wald- und Steinreichtum selber ein Bild machen — und die anschauliche Erfahrung beeindruckt immer noch mehr als Diagramme.

Betrachten wir zuerst den Namen etwas näher. Der offizielle Name unseres Kantons — man lese in der — Gott weiss, wie lange noch — gültigen Bundesverfassung nach — heisst: Unterwalden ob dem Wald. Auch die Verfassungen von Ob- und Nidwalden heissen: Verfassung des Kantons Unterwalden nid dem Wald (aus dem Jahre 1965) und Verfassung des Kantons Unterwalden ob dem Wald (aus dem Jahre 1968). Die älteste Bezeichnung unseres oberen Tales heisst aber «Sarntal» (1252) (1). Die Bewohner heissen die «Leute von Sarnen» (*de Sarnon locorum homines*) (2). Dieser Name stammt wohl vom Fluss, der das Tal durchzieht, von der Sarner Aa. Also ein analoger Vorgang wie Rheintal, Reusstal, Simmental, Kandertal usw. Beim Ausdruck Sarntal liegt wohl die indogermanische Wurzel «ser» zugrunde — in der Bedeutung von strömen. Man denke an die Verben «übersaaren», «versaaren» (3). Der Name des Flusses ist schon früher für den Hauptort (unser Sarnen) gebräuchlich (825 in der Traditionsskizze des Klosters Luzern: in Sarnona; 1036 im Testament des Grafen Ulrich des Reichen von Lenzburg: Sarnuna; 1210 in einem Gütertausch des Klosters Engelberg: Sarnon) (4, 5, 6).

Die Leute des unteren Tales hiessen die «*homines de Stannes*» — eingrätigt im heute noch erhaltenen und auch gebrauchten Staatssiegel vom Bundesbrief von 1291: *Sigillum Universitatis hominum des Stannes* —

<sup>1</sup> Vortrag, gehalten am 17. September 1981 anlässlich der Jahresversammlung des Schweizerischen Forstvereins in Sarnen.

und dann die spätere unbeholfene Ergänzung: «*et vallis superioris*» = und des oberen Tales. Auch Stans, Stannes, ist ein Wassernname. Vergleiche das lateinische *stagnum, stagnare* (stehendes Gewässer, Sumpf, Ried). Die Ebene zwischen Stans, Buochs und Stansstad war früher versumpft — das Stanser Ried. 1252 findet sich im Geschworenen-Brief von Luzern für die Leute von Sarnon und Stannes der Ausdruck «*Intramontani*» = die Zwischenbergler (7). Ins Deutsche wurde aber nicht «Zwischenbergler», sondern «Waldlüt» (1281) übersetzt. Später wurde dieser Ausdruck auf die drei Urkantone angewandt. Dass die Übersetzung aus Wald Berg machte, ist nicht so aussergewöhnlich. Berg und Wald wurden oft synonym gebraucht. Man denke an analoge Waldgebirgslandschaften wie Schwarzwald, Böhmerwald, Odenwald. Zwischen Waldlüten und Berglügen besteht also kein erheblicher Unterschied.

*Intramontani* — *Intrasilvani* . . . wir kennen eine analoge Form im bekannten Kurort Interlaken — topographisch richtig übersetzt mit «Zwischen den Seen». Wer vom Bahnhof Interlaken West aus über die Aare geht, ist überrascht, nach einem unausstehlichen Hotelpalastagglomerat einem intakten, alten Berner Städtchen zu begegnen — die erste Zähringerstadt an der Aare und im Namen die mittelhochdeutsche Übersetzung von Interlaken — Unterseen.

*Nomen est omen.* Der Name enthält eine Vorbedeutung. Namen benennen, deuten an. Man wird sich das alte Obwalden als ein Tal vorstellen dürfen, das rings von Wäldern oder noch deutlicher von bewaldeten Anhöhen umgeben war. Dieses Tal war schon zur Römerzeit verkehrstechnisch erschlossen. Vor dem Bau der Schöllenen-Brücke um 1200 — wohl eher durch die Zähringer als durch den Teufel errichtet — war die Route: Mailand—Grimsel—Brünig—Alpnach—Luzern die kürzeste Verbindung sowohl zum Rheinlimes über das Aaretal, den Jura, nach Augst und Basel als auch zum Legationslager *Vindonissa* (8).

Doch schon früh begannen vom Tal aus Rodungen, um Wies-, Weide- und Ackerland zu gewinnen. Die einwandernden Allemannen begannen, zum vorgefundenen auch neuen Lebensraum zu erschliessen (9).

Dieser Rodungsvorgang, eine sukzessive Entwicklung, die sich über Jahrhunderte erstreckte und ohne System erfolgte, lässt sich noch an vielen Orts- und Flurnamen ablesen.

Zu erwähnen ist zuerst der problematische Name Ried. Nicht jedem Ried entspricht die Bedeutung von Moos und Rohr; es kommt auch die Bedeutung des althochdeutschen Verbes «riodan» in Frage. «Riodan» hat die Bedeutung von «reutzen». So kann ein Ort, der den Namen Ried trägt, auch eine frühere Form von Rüti darstellen. Welche Ableitung zutreffend ist, die im Sinne unseres heutigen nassen Riedes oder die von einem gerodeten Standort, kann nur die Realprobe ergeben, wobei man noch wissen muss, ob ein Riedboden nicht später einmal melioriert wurde. Immerhin dürfte der kern-

serische Weiler Dietried und die sachslerischen Edisried und Omisried eher mit Roden in Zusammenhang gebracht werden (10).

Häufiger sind die später entstandenen Namen, die eindeutig das althochdeutsche «riuten» wiedergeben: Rüti, Grüt, Rüteli, Rütenen (11).

Stellen, an denen die Baumstämme nicht ausgegraben wurden, sondern als Strünke stehen blieben, heissen: Stöck, Stöckalp, Stocki oder Stocken. Die Bewohner solcher Grundstücke werden Stocker oder Stockmann genannt. Die Ahnen des bekannten Landammännergeschlechtes Stockmann stammen aus dem Kanton Schwyz und wurden 1568 ins Landrecht aufgenommen.

Eine andere Rodungsart war das Schwenten. Das althochdeutsche «swenten» entspricht unserem heutigen schwinden oder schwinen. Hier wurden die Bäume, vor allem Nadelhölzer, oberhalb der Wurzel so geschädigt, dass sie verdorrten. Dürre Tannen heissen in unserem Dialekt heute noch Schwentelen. In diesen Zusammenhang gehört der Name der Korporation Schwendi und viele Kombinationen mit Schwand und Gschwent. Stellen mit vielen herumliegenden Baumstämmen (Ronen) heissen «Ronewald» (in Sachseln belegt (12). Das althochdeutsche «Storro», mittelhochdeutsch «storre» (Baumstumpf, Klotz) lebt weiter im Storegghorn.

Ein beliebter Rodungsvorgang war der beabsichtigte Waldbrand. Betroffen wurde besonders im Herbst, wenn das Laub dürr war, der Buschwald. Brand, Brendli, Sang (von sengen), G'sang (mit Singen nichts gemein), Brünsten sind Zeugen dieser Art der Gewinnung von Nutzland. Unser Stanserhorn wird oft Brandshorn genannt, man denke nicht gleich an Birnenschnaps, sondern an ein gebranntes, versengtes Horn (13).

Es ist auffallend, dass wir in Obwalden etwa sechzig Acher-Namen haben. Dahinter stehen die Zusammenhänge mit einer wirtschaftlichen Revolution des späten 14. und des 15. Jahrhunderts. Der Sempacher Krieg 1386 ist ein Wendepunkt in der Schweizergeschichte. Er markiert den Übergang von der Defensive zur Offensive, von der Abwehr zur Eroberungspolitik. Es folgten die Eroberungen im Mittelland, im Aargau und im Thurgau. Das Territorium der Eidgenossenschaft wurde im Mittelland durch ertragreichere Kornkammern erweitert. Diese Böden waren für Getreide besser als die des Alpengebietes mit den häufigen Niederschlägen. Die Binnenversorgung der Eidgenossenschaft mit Brotgetreide war gesichert. Die innerschweizerischen Berggebiete spezialisierten sich nun, zuerst langsam, dann immer rascher, auf Graswirtschaft, Grossviehzucht und Vielexport. Die Einnahmen aus dem Vielexport werden nahezu an diejenigen aus dem Solldienst herangekommen sein (14).

Um 1400 waren die Obwaldner noch wichtige Getreidelieferanten auf dem Markt in Luzern (15). Sie exportierten also Getreide. Der Getreidepreis wurde erst nach Ankunft des Obwaldner Nauens bestimmt. Um 1500

waren die Obwaldner nur mehr Getreidekäufer (16). Erst jetzt kam die Alpwirtschaft richtig auf. Bisher als Heugüter benutzt, werden die höher gelegenen Güter für das zahlreicher vorhandene Grossvieh Sömmerungsweiden. Das Heimschaffen des Alpheus ins Tal wurde in den Einungen verboten. Jeder Teiler durfte nur soviel Vieh auftreiben, als er gewintert hatte (17).

Eine neue Rodungswelle setzte ein. Neue Vor- und auch Hochalpen entstanden — ein Vorgang, der bis ins 17. Jahrhundert fortdauerte. Nicht nur die Rodung war aus der Sicht des Försters Raubbau am Wald. Arg setzte dem Wald der Freiholzhieb zu. Bis ins 18. Jahrhundert war es selbstverständlich, dass jeder Teilgenosse für seinen Bedarf in den Gemeinwältern Holz nach Belieben schlagen durfte, wo und wie er wollte: Brennholz, Hagholz und Bauholz. Der einzelne berücksichtigte kaum gemeinnützige Forstinteressen. Er suchte sich das Bequemste und Beste aus und vermied lange und mühsame Transporte. Ein weiterer Gefahrenherd für den Wald war der freie Weidgang von Schafen und Ziegen, die früher viel zahlreicher waren als heute. Immerhin kam an vereinzelten gefährdeten Stellen im 15. Jahrhundert der Bannwald auf, der den Eigennutz zugunsten der Allgemeinheit einschränkte (18).

Besonders wurde im Zusammenhang mit der Erzgewinnung von der Erzegg im Fruttgebiet Raubbau mit dem Wald getrieben. Im Melchtal wurde vom 15. bis zum 17. Jahrhundert, allerdings mit langen Unterbrüchen, ein Bergwerk betrieben, grösstenteils von einheimischen «Bergherren», denen die Landsgemeinde jeweils die Konzession erteilte. Das Erz wurde auf der Hochalp Melchsee an der «Erzegg» gewonnen, mit Ochsen zur Frutt transportiert, durch eine Holzleite ins Tal hinunter befördert und hier verhüttet. Während die Einheimischen in der Fremde sich im Waffenhandwerk übten, mussten Auswärtige als «Karrer», «Holzschröter», «Kohlmeister» und «Nagelmeister» eingestellt werden. Obwohl heute keine Spuren mehr vom alten Schmelzwerk vorhanden sind, heisst es hier, beim Aufstieg zur Frutt, immer noch zum «Erzhaus». Weiter unten im Tal hiess es früher zur «Ysenschmitten». Es ist niemand reich geworden bei diesem Unternehmen. Der weite und umständliche Transport des Rohmaterials, der durch den Mangel an Kohle bedingte Raubbau an den Wäldern und der geringe Eisengehalt, der im umgekehrten Verhältnis zum grossen Erzvorkommen stand, liessen das Werk mehrmals einschlafen. Am meisten Bedeutung besass es zur Zeit des Ersten Villmerger Krieges im Zusammenhang mit den wirtschaftlichen Unabhängigkeitsbestrebungen der katholischen Orte. 1689 wurde der Ofen endgültig ausgeblasen (19).

So ist im Verlauf von etwa zwei Jahrhunderten das Hochtal zwischen den Hochalpen Aa, Melchsee und Tannen vollständig entwaldet worden. Nach Berichten über Landabtretungen von Bern an Kerns muss der Tannen-

boden Ende des 15. Jahrhunderts noch mit Hochwald bestockt gewesen sein; der Wald reichte also damals bis zu einer Höhe von gut 2000 Metern.

In dieser Zeit hat eine Klimaverschlechterung eingesetzt (Fernau-Zeit); sie schuf ungünstige Bedingungen für eine natürliche Verjüngung und damit Wiederbewaldung in dieser Höhe. Dazu fehlten nun auch die Samenbäume, und ein Anflug oder eine Häher-Saat aus den benachbarten Tälern war fast unwahrscheinlich.

Auf der andern Seite bot die flache, ausgedehnte Rundhöckerlandschaft der aufblühenden Alpwirtschaft beste Voraussetzungen. Mit einer intensiven Beweidung und dem enormen Holzbedarf für Alphütten, Feuer und Zäune verschwanden mit der Zeit die letzten Waldresten. Zwischen Tannensee und Erzegg haben sich einzig an schlecht zugänglichen Stellen einzelne, kümmerliche Fichten und etwas Grünerlen-Gebüsch erhalten.

Die starke Beweidung und vollständige Entwaldung beginnt sich allmählich ungünstig an kritischen Stellen auf Boden und Gelände auszuwirken. Der Hangfuss des Bonigrates vergandet zunehmend, so dass schon vor Jahrzehnten zahlreiche Alphütten dem Blockschnitt weichen mussten. Es ist zu vermuten, dass die dortigen Kalkschichten, mindestens in den unteren Lagen, ursprünglich mit einem lockeren Legföhrengestrüpp bewachsen und damit befestigt waren. An den Seitenhängen beginnen sich die Bäche immer stärker einzufressen. Durch diese Erosion und den Viehtritt wird die spärliche Grasnarbe unterbrochen und vermehrt der Witterung und dem Abtrag ausgesetzt (20).

Im 18. und 19. Jahrhundert stand der Holzpreis hoch. Eine unheilvolle Raubwirtschaft am Wald setzte ein, zumal vorab im 19. Jahrhundert nach den Franzosenkriegen und bedingt durch Missernten und Freihandel die Obwaldner Bevölkerung von wirtschaftlichen Krisen betroffen wurde — die zahlreichen Auswanderungen nach Übersee sind ein Indiz dieser Krisen. Besonders die linken Seitentäler Obwaldens wurden nun entforstet. Holz wurde nach Holland und Frankreich exportiert. Aber auch die aufkommenden Industrien, besonders die Glashütten in Hergiswil und Küssnacht, waren unersättliche Holzabnehmer (21).

Holzfäller wurde ein eigener Beruf. Akkordanten nützten nicht nur unsere Wälder, sondern auch die Arbeitskraft der Bevölkerung schamlos aus: eine Erscheinung, die man mit dem Kapitalismus und Unternehmertum des 19. Jahrhunderts in Beziehung bringen könnte und die uns sogar an Phänomene der amerikanischen Westwanderung erinnert. *Josef Schäli* gibt in seinem populären, schlichten Büchlein «Aus den Obwaldner Bergen» eine etwas heroische Darstellung dieser wenig beneidenswerten Beschäftigung:

«Als zu Anfang des 19. Jahrhunderts die ersten Holzhändler aus Frankreich in Obwalden auftauchten, haben unsere Holzhacker und Flösser ihren Geburtschein geholt. Grosse Wälder wurden hauptsächlich in Alpnach und Giswil ge-

schlagen, meistens Urwälder an abgelegenen Orten, wo bis anhin die Axt des Holzers die Stille des Waldes noch nicht entweicht hatte und wohin kaum Steg und Weg führte, so im sogenannten ‚Franzosenwald‘ in Alpnach und in der Lohmettlen und Riedmatterschwand in Giswil. Für die kräftige Jungmännerwelt eröffnete sich aufeinmal ein recht hübscher Verdienst, wenn auch ein mit grossen Mühen und Strapazen verbundener. Tag für Tag, eine Woche wie die andere in unwirtlichen Höhen der Holzhackerei obzuliegen, war keine Kleinigkeit. Morgends, sobald der junge Tag sich anzumelden nahte, ging der Meister mit seinen Arbeitern an die Arbeit, wo man oft einander noch kaum sah, um 8 Uhr ging es in der Hackerhütte zu Suppe und ‚Pfannendätsch‘, 12 Uhr ein ‚Kollermues‘ das Z‘abig wurde mitgenommen. Zum Arbeitsschluss gebot erst die totale Finsternis. Das macht im Sommer eine Arbeitszeit von zirka 15 Stunden aus. Am Samstag kamen diese Holzhacker stocknass nach Hause. Sonntags wurde für die kommende Woche der Proviant eingekauft und um 5 Uhr ging‘s wieder der Holzhackerhütte zu. Der Lohn war 1 Franken 60 Rappen im Tage, und es musste schon ein ganz gewandter Arbeiter sein, bis er es auf zwei Franken brachte, was zwar selten vorkam.

Wie schon der Name andeutet, wurde früher das Holz nicht gesägt, sondern mit der Axt gehauen, also gehackt. Man hatte eigene Äxte, ‚Hackli‘ genannt, die kein Schlaghaus hatten und leicht und handlich waren. Da wurde Stamm für Stamm zu drei Schuh langen Totzen gemacht. Andere spalteten oder vierteilten die grössten wieder. Dann wurden Beigen erstellt und gemessen für die Interessenten. Über den Winter wurde das Holz zum Wildbach transportiert oder ‚geriset‘, das heisst über Latten oft stundenweit geleitet, was in Saus und Bogen ging, besonders wenn die «Ris» noch bei der Kälte gespritzt wurde. Das ganze Bachbett war oft weite Strecken viele Klafter hoch mit Holz angefüllt und harzte der Schneeschmelze, die es dann ins Tal befördern sollte. Um die Gewalt und die Menge des Wassers noch zu erhöhen und zu verlängern, wurde gestaut, was durch gewaltige Holzbauten, ‚Chlusen‘ genannt, bewerkstelligt wurde.

Diese, von runden und geraden Baumstämmen erstellten Bauten von einem Ufer ans andere, waren kastenartig erstellt, mit Steinen ausgefüllt und beschwert und mussten sorgfältig jede Reihe mit Moos ausgestopft werden.

Sommer und Winter, Tag ein Tag aus, Woche für Woche, immer der harten und gefährlichen Arbeit obzuliegen, so etwas zeitigt keine Mondscheingestalten. Verschlossen, knorrig und verwittert wie das Gebirge, auf dem sie ihre kargen Lebensbedürfnisse verdienten, gingen sie durchs Leben, gemessenen, schweren Schrittes.

Unter sich hatte diese Gilde besondere Wochennamen. So nannten sie den Montag der Anfang, den Dienstag den Währlang, den Mittwoch den Strengst, den Donnerstag den Längst, den Freitag den Tröster und den Samstag den Seligmacher.

Im Frühjahr, wenn der Föhn das Gebirge umtost, die Lawinen krachen und das Schneewasser über alle Abhänge dem Bachbett zufloss, ging der zweite Akt des Holzhackerberufes vor sich. Da wurden die Tore an der Klus gut verriegelt, und wenn selbe angefüllt war, auf die im Bachbett lagernden Holzmassen losgelassen. Totz über Totz frachteten auf schäumenden Wogen die ungeheuren Holzmassen dem Tale zu. Die Flösser gingen mit dem Holzhaken bewehrt dem

Ufer entlang und schoben ans Land gespülte Totzen wieder in die Flut. Gar oft musste ein Holzstoss mitten im Wasserstrudel gelöst werden, was eine äusserst gefährliche Arbeit war, und manches Kreuzlein an irgendeinem Baumstamm im Flossgebiet erinnerte noch auf Jahre hinaus, dass in der Nähe ein Menschenleben das Opfer seines Berufes geworden . . . Drei Stunden dauerte die Flut der Dersmattklus. Und in dieser Zeit musste fast Übermenschliches geleistet werden . . . Dann wurde die Chlus von neuem gestopft und wieder losgelassen, und so wurde geschlusset, bis das Holz im Sarnersee war . . . Da rüstete man sich mit Stolz und Freude auf das langersehnte in den See Flossen. Es war gleichsam die Krone des Unternehmens.

Ein paar Arbeiter hatten nachher noch einige Tage abzuflössen, d. h. das angespülte und zurückgebliebene Holz bei kleinem Wasserstand nachzufrachten. Es wurde auch im Steinibach und in der Melchaa geflossen; in der kleinen Melchaa ging diese Arbeit schneller von statten als auf dem breiten Bachbett der Laui. Aber die Arbeiter hantierten dort nicht gern wegen der vielen unzugänglichen Stellen und Schluchten, wo sie sich vielzeitig hinabseilten und halbe Tage am Seil bleiben mussten, um das Holz fortzureisten. Infolgedessen haben einige der gefürchtetsten Stellen von den Flössern auch entsprechende Namen bekommen wie Teufelsmühle, Höllenkessel, Bettlernest und Peterskirche. So war die Teufelsmühle eine Stelle, wo mehrere Wasserfälle zusammenprallten, wo das Holz immer im Kreise herumgedreht und doch nicht fortgelassen wurde. Höllenkessel war ein grosser runder Trichter mit ganz schmalem Ausgang, der ebenfalls einen Mann am Seil erforderte. Das Bettlernest befand sich in der Nähe des Blackenbodens, wo die Melchaa sich ziemlich erweitert und wenig Gefälle hat und infolgedessen immer viel Holz liegen liess. Peterskirche hiess eine kirchturmhohe, runde, gewölbte Schlucht, die etwas Ähnlichkeit mit einem gewaltigen Dome hatte.

Dieser Kampf um Leben und Tod war nichts weniger als heimelig, und wenn es nicht zu meinen Jugenderinnerungen gehört hätte, und zugleich zeigen wollte, dass die entschwundene Zeit auch ihre Schattenseiten hatte, so wäre der ganze Aufsatz unterblieben.

Nicht nur von technischen Gesichtspunkten aus, sondern noch mehr in moralischer Hinsicht, hatte die Holzhackerei und Flösserei ihre schweren Mängel. Der Vater, das Oberhaupt der Familie, wurde derselben jahrein, jahraus entzogen. Samstag abends kam er und sonntags ging er. Der Holzhacker verwilderte selbst bei seiner harten, verwegenen Arbeit und seiner meist primitiv zusammengesetzten Kost. Kein Wunder, wenn hie und da einer für und für Stärkung beim Alkohol suchte. Wenn man hin und wieder mit Verachtung auf einen schnapsverpesten Landesteil hinweist, so ist das ungerecht, hart, brutal und ohne loyale Erwägung der örtlichen Verhältnisse.» (22).

Die Verhältnisse, welche Josef Schäli (1925) so anschaulich schildert, waren nicht nur in Obwalden anzutreffen. Die waldverwüstenden, unvorsichtigen Abholzungen führten schliesslich zu einer Bestimmung in der Bundesverfassung von 1874, die dem Bund die Oberaufsicht über die Wasserbau- und Forstpolizei im Hochgebirge verliehen hat. Das war die Voraussetzung für den Erlass des eidgenössischen Forstgesetzes über die Schutzwaldzone

der Schweiz. In das sogenannte eidgenössische Forstgebiet wurde auch der Kanton Obwalden eingereiht.

Doch lassen Sie mich nicht mit diesen und folgenden Gesetzen und Verordnungen schliessen.

Gestatten Sie mir einen literarischen Schluss. Erst die Zeit der Aufklärung hatte ein Auge für die Naturschönheiten, für Wildnis und Hochgebirge. 1791 gab der königlich grossbritannische Hofrat und ordentliche Lehrer der Weltweisheit in Göttingen, *Carl Meiners*, seine «Briefe über die Schweiz» heraus (23). Er hatte 1782 von Meiringen her auch Obwalden besucht. Bezauscht von der Wucht der Berner Viertausender hatte er für unser Tal weniger Superlative bereit.

Hier seine Eindrücke:

«Wir gingen auf den Brünig zu, der das Haslithal von Unterwalden trennt. Noch nie habe ich ein einsameres und melancholisches Gebirge durchwandert. Man stösst alle Augenblicke auf eingestürzte oder erstorbene und verstümmelte Tannen, die dem durch nichts zerstreuten, und durch alles, was ihn umringt, zu schwermütigem Nachdenken bestimmten Wanderer stets das Bild des Todes und der Vergänglichkeit vorhalten.

Selbst die Felsstücke, womit der Weg bestreut ist, oder auf welchen wir ausruhten, waren mit traurigem Moose bewachsen, oder auch von der Zeit zerfressen, und hatten das Ansehen von verwitterten Trümmern oder zerschlagenen Leichensteinen. Nur selten hörten wir das Geschrei eines einsiedlerischen Spechts, dem niemand antwortete, und eben so selten öffnete sich zur Linken der dunkle Wald, womit der ganze Berg bewachsen ist. Selbst diese Aussichten gewährten uns fast niemals den Anblick merkwürdiger oder erfreulicher Gegenstände, das süsse Tageslicht ausgenommen, dessen wir bei dem heitersten Himmel in den schattigen Gängen fast ganz beraubt waren... Je weiter wir fortgingen, desto enger und unfruchtbare wurde das Haslithal, und desto lauter tönte der schnelle Aar zu uns herauf. Nur hin und wieder wurden die hohen und kahlen Berge, die sich uns gegenüber auftürmten, durch einige sonst unbedeutende Wasserfälle belebt... Beim Zollhaus, welches fast auf der obersten Höhe des Brünigs sitzt, scheidet sich das Berner und das Unterwaldner Gebiet. Als wir auf der andern Seite des Berges nach Unterwalden hinabstiegen, wurde der Wald noch dicker, die Fusssteige enger und rauher, und die Landschaft noch wilder als sie vorher war... Wir gingen sehr lange ohne einen einzigen Menschen anzutreffen, und nur erst in der Nachbarschaft von Lungern hörten wir die weit tönenden Hiebe von Holzhauern. Der grösste Teil der Waldungen, welche der Brünig auf der Unterwaldner Seite trägt, scheint gar nicht genutzt zu werden; und ich wüsste auch nicht, wie man die gefällten Stämme fortbringen wollte. Wenn man nicht weit von dem untersten Fusse des Brünigs entfernt ist, so kommt man an einige sehenswürdige Felsenhöhlen oder Felsendächer, die über den Fusssteig herhangen und so breit sind, dass eine nicht kleine Gesellschaft darunter einen Zufluchtsort gegen Regen und Ungewitter finden könnte. Lungern zeigte uns zwar nicht den Reichtum der zürcherischen und bernischen Dörfer; die gut erhaltenen Häuser

aber und das gesunde Ansehen der Einwohner bewiesen uns doch, dass die letztern mit ihrem Zustande vollkommen zufrieden sind. Wir kehren in den Adler ein, dessen Wirth zugleich Schulmeister, Organist und Fischer war, indem er uns nachher mit seiner Tochter über den Lungerer See brachte. Wir konnten hier weder Fleisch noch Fische bekommen, und mussten uns also ausser einer Schüssel Erdbeeren mit einem süßlichen Eygericht begnügen, das nur der Hunger allein geniessbar machen konnte. Der Unterwaldner Käse wird für einen der besten gehalten, und desto theurer bezahlt je älter er ist. Unser Wirth glaubte uns in dem Fragment von einem 15jährigen Käse eine grosse Leckerey vorzusetzen. Allein wir fanden ihn so holzicht und unschmackhaft, dass wir gern zu dem jüngeren und weniger geschätzten zurückkehrten.»

Am 28. Juli, morgens drei Uhr, macht Meiners in Sarnen folgende Notizen:

«Ich fahre fort meine gestrige Reise zu beschreiben, weil die Hitze und noch mehr die unerträglichen Mücken mich keine einzige Stunde haben ruhen lassen. Wir stiegen gestern um zwei Uhr in ein kleines Schiff, und setzten der Länge nach über den Lungerer See, der ungefähr eine Stunde lang und eine halbe breit ist. Von Kaiserstuhl aus, wo wir ans Land traten, gingen wir fast anderthalb Stunden, ehe wir das Zollhaus am Ufer des Sarnersees erreichten, der ungefähr nochmals so breit ist als der Lungerer. Hier mussten wir eine gute Stunde warten ehe wir weiter fahren konnten, weil ein heftiges Ungewitter über die hohen Berge daherrauschte, die Unterwalden von Bern trennen. Bei den heftigsten Windstössen war der Sarnersee zwar an beiden Seiten stark bewegt, allein in der Mitte blieb ein nicht schmäler Streifen dem Anscheine nach ganz ruhig und unerschüttert. Weil wir noch gerne Sarnen erreichen wollten, so setzten wir uns ins Schiff, da der Regen noch nicht ganz aufgehört hatte, der Donner noch in der Ferne rollte und die Blitze noch schnell und heftig waren. Während der Fahrt zerstreuten sich die Gewitterwolken, und der Himmel fing wieder an, sich aufzuheitern. Die Landschaft um den Sarnersee ist der am Lungerer See sehr ähnlich. Man sieht nichts als Berge, auf denen Alpen und Wälder miteinander abwechseln, und an dem flächern Ufer erblickt man Wiesen, und hin und wieder Häuser und Dörfer. Wenn man aufeinmal aus Deutschland in diese Gegend versetzt würde, so würde man sie vielleicht arkadisch finden. Allein wenn man kurz vorher die grosse Natur im Bernischen Oberlande und im Haslital verlassen hat, so findet man sie uninteressant, einförmig und selbst todt. Unsere Schiffer mussten uns bey Sachseln ans Land setzen, weil wir die Reliquien und das Grab des grossen Heiligen der Schweiz und des verehrungswürdigsten aller Einsiedler, des Bruder Klaus von Flüe sehen wollten.»

Es folgt nun eine gut gemeinte, aber alles andere als kenntnisreiche Darstellung von Bruder Klaus. Die Kirche von Sachseln findet er nicht besonders schön, geradezu entsetzt ist er über die Ausstellung der Gebeine des Seligen.

Dann schreibt er über Sarnen:

«Sobald wir in diesem Flecken angekommen waren, besahen wir sowohl die neue Kirche, als die öffentlichen Gebäude auf dem Landenberge. Die erstere ist nicht so kostbar, als die in Sachseln, aber grösser und schöner ins Auge fallend. Beide übertreffen an Pracht sowohl das Schützenhaus, als das Zeughaus und das Magazin des Standes. Wenn man diese verschiedenen öffentlichen Gebäude mit einander vergleicht, so muss man notwendig den Schluss machen, dass die Unterwaldner in Rücksicht auf die weltlichen ebenso sparsam, als in Rücksicht auf die geistlichen freigebig sind. Wir hätten die Gebäude auf dem Landenberge gewiss nicht für öffentliche Gebäude gehalten, wenn man es uns nicht gesagt hätte, weil wir sie bisher von ganz andern Grössen und Dimensionen zu sehen gewohnt waren. Jetzo wird auf diesem ehemaligen Wohnsitze des Despotismus jährlich die Landsgemeinde, oder die allgemeine Volksversammlung gehalten, wenn das Wetter nicht schlecht ist. Es ist zum Erstaunen, wie wenig man in den demokratischen Cantonen auf öffentliche Bequemlichkeit und Würde sieht. Ungeachtet das Volk mehrmalen im Jahre auf dem Landenberg zusammenkommt, so sind doch die Fussteige oder Zugänge, die auf diesen Hügel führen so vernachlässigt, dass wir nach einem mässigen Regen nicht ohne grosse Beschwerlichkeit und Vorsicht herunterkommen konnten. Der Flecken selbst ist sehr todtschlecht oder höchstens mittelmässig gebaut. Im Wirtshause zum Schlüssel zeigte man viele Bereitwilligkeit, uns nach unseren Wünschen zu bedienen. Wir mussten uns aber auch fast mit dem blossen guten Willen begnügen lassen . . .»

Am nächsten Tag wandert Meiners über Kerns nach Stans.

«Wir gingen heute schon vor fünf Uhr in einer frischen, durch den gestrigen Regen abgekühlten Morgenluft von Sarnen auf Kerns los. Die Gegenden und Aussichten blieben eben dieselben, wie wir sie gestern gehabt hatten: Wiesen im Thale und an beiden Seiten Berge, deren Wälder oft durch anmutige fruchtbare Alpen unterbrochen waren. Wir sahen freilich höhere Berge als gestern: besonders den breiten Pilatus und einen pyramidalischen Berg, der ihm rechts gegenüber steht, allein selbst diese Gebirge rührten uns wenig, weil wir dadurch an die zwei und mehrmal höheren bernischen Schneeberge erinnert wurden. Und dessen beobachtete ich am Pilatus und seinen Nachbaren eine Erscheinung, die ich noch nie so unvermeidlich täuschend bemerkte. Es wurden nämlich die Wolken, die sich in ihren Ritzen oder Höhlen gebildet, und an den Stellen, wo der Wind sie nicht zerstreuen konnte, gelagert hatten, so weiss glänzend von der Sonne erleuchtet, dass ich sie lange für grosse Massen von Schnee hielt, die von der Sonne beschienen wurden.

Der Kernwald, der nicht weit hinter dem Flecken gleichen Namens anfängt, ist so ausgehauen, dass man es kaum bemerkte, dass man durch einen so berühmten Wald geht. So wie Stanz grössere und schönere Häuser hat, als die übrigen Flecken in Unterwalden ob dem Wald, so entdeckt man in der Nachbarschaft dieses artigen Fleckens, mehr Zeichen der Cultur, und wenigstens einige Arten von Obstbäumen: besonders Birnen- und Walnussbäume, die wir in den oberen Theilen des Landes gar nicht gesehen hatten. Gärten, Fruchtfelder und Gemüse (ausser Kartoffeln) sind uns gar nicht vorgekommen, und Sie können also leicht vermuten, wie öde und einförmig uns ganz Unterwalden geschienen habe.»

Meiners setzt seine Reise und seine sicher nicht vorurteilslosen Betrachtungen mit einem Besuch in Engelberg fort, wo er einen aufgeklärten Abt findet und in einer Käserei assistiert. Sein von den Superlativen der Natur, die das Berner Oberland bietet, verwöhntes Auge fand in Obwalden keine Höhepunkte. Trotzdem ist seine Schilderung interessant, gerade auch für unser Thema «Obwalden — ein Waldkanton».

## Résumé

### **Obwald, canton forestier**

L'exposé du père Ettlin renferme une quantité de détails historiques sur le dur travail en forêt et de remarques pleines d'humour sur le canton d'Obwald. Il montre que les noms de bon nombre de lieux et de lieux-dits tirent leur origine de la forêt et évoque les immenses défrichements exécutés sans discernement dans le canton d'«Unterwald au-dessus de la forêt» jusqu'au XIXe siècle. Ce sont de tels déboisements qui conduisirent en 1874 à la promulgation de la loi fédérale sur la police des forêts.

Le père Ettlin cite encore quelques passages extraits des «lettres sur la Suisse» du conseiller de la cour du roi d'Angleterre Carl Meiner: «La haute montagne est solitaire et mélancolique avec ses sapins dépérissants et mutilés; Sarnen est une tache morte, construite très médiocrement.» Une telle perception de la nature était courante au siècle des Lumières. Les descriptions de Meiner qui concernent Obwald, canton forestier, sont fort intéressantes.

Zusammenfassung: *R. Meierberg / J.-G. Riedlinger*

### *Literatur*

- (1) *Garovi, A.: Universitas hominum des Stannes et vallis superioris.* Bemerkungen zu den frühen Benennungen des Landes Unterwalden = Obwaldner Geschichtsblätter, Heft 15, Sarnen 1980, 1.
- (2) *Garovi, A.: Universitas ... 1.*
- (3) *Garovi, A.: Universitas ... 1*
- (4) *Müller, P. H.: Obwaldner Namenbuch, 17,* Sarnen 1952.
- (5) *Müller, P. H.: Obwaldner Namenbuch, 18,* Sarnen 1952.
- (6) *Müller, P. H.: Obwaldner Namenbuch, 18,* Sarnen 1952.
- (7) *Garovi, A.: Universitas ... 10.*
- (8) *Wandeler, M.: Luzern Stadt und Land in römischer Zeit,* Luzern 1968, 24—33.
- (9) *Amschwand, P. R.: Obwalden — Besiedlung und Siedlungen* = Leo Lienert (Herausgeber) *Heimatschutz in Obwalden, Oberforstamt Sarnen 1974, 31—53* und *Sarner Kollegi-Chronik 1975 (37. Jahrgang)*, 1—16.
- (10) *Müller, P. H.: Obwaldner Namenbuch, 36,* Sarnen 1952.
- (11) *Müller, P. H.: Obwaldner Namenbuch, 36,* Sarnen 1952.
- (12) *Müller, P. H.: Obwaldner Namenbuch, 37,* Sarnen 1952.
- (13) *Müller, P. H.: Obwaldner Namenbuch, 38,* Sarnen 1952.
- (14) *Peyer, H. C.: Die Schweizer Wirtschaft im Umbruch in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts = 500 Jahre Stanser Verkommnis. Beiträge zu einem Zeitbild,* Stans 1981, 68/69.
- (15) *Müller, P. H.: Obwaldner Namenbuch, 39,* Sarnen 1952.
- (16) *Peyer, H. C.: Die Schweizer Wirtschaft ... 68/69.*
- (17) *Müller, P. H.: Obwaldner Namenbuch, 39,* Sarnen 1952.
- (18) *Omlin, W.: Unser Wald = Obwaldner Heimatbuch,* Basel-Engelberg 1953, 331.
- (19) *Amschwand, P. R.: Kerns, Gemälde einer Gemeinde,* Kerns 1976, 57.  
*Küchler, A.: Chronik von Kerns,* Sarnen 1887, 85, 89, 104.
- (20) *Surber, E.: Aufforstungen in obersten Lagen* = Leo Lienert (Herausgeber) *Natur- schutz in Obwalden,* Sarnen 1970, 142.
- (21) *Omlin, W.: Unser Wald = Obwaldner Heimatbuch,* Basel-Engelberg 1953, 333.
- (22) *Schäli, J.: Aus den Obwaldner Bergen,* Lungern 1925, 92—103.
- (23) *Meiners, C.: Briefe über die Schweiz,* Tübingen 1791, Band 2, 63—73, teilweise gekürzt.